

Schon seit langem waren die Stimmen verstummt, hatten ihn allein gelassen
in seiner Einsamkeit.

Schon seit langem waren die Tränen versiegt, hatten ihn allein gelassen
in seiner Trauer.

Schon seit langem waren die Träume verblasst, hatten ihn allein gelassen
in der Realität.

Schon seit langem war die Hoffnung erloschen, hatte ihn allein gelassen
in der Dunkelheit.

Schon seit langem lebte er nicht mehr,
er existierte nur noch;
 doch für wie lange noch, bis ihn das Leben allein ließ,
 mit dem Tod?

Und dabei hatte alles mit dem Scheinen der Sonne angefangen.

CONVOI **N° 16**

DATE **07-08-1942**

DÉPART **PITHIVITRS**

DESTINATION **AUSCHWITZ**

NOMBRE DE DÉPORTÉS **1 069**

GAZÉS À L'ARRIVÉE **794**

SÉLECTIONNÉS À AUSCHWITZ

HOMMES **63**

FEMMES **211**

07.08.1942

Alles begann in Pithievers an einem sonnigen Tag im August.

Die Hitze stand in den Straßen und jeder, der konnte, versteckte sich den Tag über zuhause, schloss die Vorhänge, um sich vor Wärme und Außenwelt zu schützen.

Einzig und allein Soldaten schlenderten hier und da über den Platz, das Gewehr locker über die Schulter geworfen, ungeduldig nach ihren Kollegen schauend, die sie von der Patrouille ablösen würden. Vergeblich wartete man hier schon seit Tagen auf Regen; doch der Himmel war klar, kein Wölkchen zu sehen, lediglich die hell strahlende Sonne, die auf die Erde niederbrannte und alles verdorren ließ, was ihr ausgesetzt war.

Wendete man den Blick nicht gen Bahnhof und hielt sich die Ohren zu, könnte man in dem Glauben leben, dass es ein Tag wie jeder andere war, ein träger Sommertag, an dem man sich vor ein paar Jahren noch gelassen hinlegte oder mit Freunden Kaltgetränke zu sich nahm.

Doch heute war es anders.

Das Schreien, Wimmern und Flehen von Menschen zerstörte die Ruhe, hallte von den Hausfassaden wider.

Tränen zierten Wangen, Blut verschmutzte Asphalt und Essensreste des Frühstückes klebten mal an der Kleidung, mal am Boden.

Schüsse erklangen wiederholt, ließen Menschen auseinander stieben, zerbrechen, sterben.

Hier und dort war ein Handgemenge, wurde aber schnell beseitigt, wenn die Männer in Uniform ihre Waffen zückten.

Und zwischen all dem stand ein Mann, die dunkelbraunen Augen in die Ferne gerichtet, als läge dort die Antwort auf eine bisher ungelöste Frage. Hätte man ihn nicht geschubst, stände er wohl noch länger dort.

Doch der Strom von Menschen riss ihn mit sich, mal in die eine, mal in die andere Richtung, bis er in einem dunklen Waggon endete, wo er um Luft rang; das Atmen fiel in dem stickigen Abteil schwer.

Männer und Frauen mit Kindern an den Händen standen dicht an dicht, konnten sich kaum noch bewegen, versuchten wieder auszusteigen, wurden aber von Waffen zurück gehalten, bis ein lauter Knall durch den Waggon hallte. Die Tür war verschlossen worden.

Die plötzliche Dunkelheit ließ den jungen Mann irritiert um sich blicken, doch für einige Sekunden konnte er nur Schemen ausmachen, bis sich seine braune Augen an das dimme Licht, welches nur aus den wenigen kleinen, vergitterten Fenstern herein schien.

Die Menschen verfielen in noch größere Panik, traten gegen die Tür, versuchten die Kinder durch die Fenster zu schieben, aber nichts half.

Sie waren gefangen.

Und der junge Mann stand noch immer einfach in der Menge, ließ sich schubsen, wegdrängen und spürte ein ums andere Mal einen Ellenbogen in seiner Magengrube. Obwohl er von all den Anderen umgeben, fühlte er sich einsam, verlassen, leer, denn er wusste, was auf ihn zukam, was er zu erwarten hatte.

Und ihm war bewusst, dass er nicht entkommen konnte. Sie würden ihn immer finden, sie waren überall.

Menschen, die für Begünstigungen ihre Freunde verrieten, zu viel Angst vor eigenen Konsequenzen hatten und lieber ihren eigenen Kopf retteten.

Er war nicht dumm. Das Risiko, welches er mit seiner Berufswahl als Journalist eingegangen war, war stets ein präsender Gedanke, doch hatte er nicht damit gerechnet, dass sein bester Freund ihn an die Nazis verkaufen würde.

Und so kam es, dass Raphael Aymée, erfolgreicher Redakteur eines kleinen Wochenblatts in Pithievers, Verfolgter der Nazis wurde, sich für ein paar Tage verstecken konnte, nur um dann verraten zu werden und jetzt als politischer Gefangener in einem Zug zu stehen, welcher als Ziel nur eines hatte:

Auschwitz.



Irgendwann Anfang September 1942

Es war nun schon mehrere Tage her, dass Raphael das letzte Mal in seiner Wohnung am Tisch gesessen, seinen frühmorgendlichen Tee getrunken und dabei in der Zeitung die desaströsen Nachrichten gelesen hatte, die sein geliebtes Heimatland heimsuchten.

Mittlerweile war er froh, dass er lebte.

Früh morgens wurde er von einem lautstarken Pfeifen geweckt, erhob sich von seiner Pritsche, die er sich mit mindestens zwei anderen Männern teilte, fiel dabei fast über den Mann, der heute Nacht gestorben war, drängte sich gen Tür und stürzte dann ins Freie, wo er endlich stinkende Luft zum Atmen hatte, was im Inneren der Baracke mit den ganzen Menschen schwierig war. Daraufhin hustete er, versuchte den Gestank nach Verfall, Krankheit und Tod zu ignorieren und strömte mit den anderen in die Richtung, aus der der leicht untergehende Hauch von Essen herrührte. Je schneller man dort war, umso höhere Chancen hatte man auf etwas, dass Nahrung am Nächsten kam, hatte er Pech, bekam er die verbrannten oder gammigen Reste, bei deren essen man am Nachmittag mit einer Lebensmittelvergiftung im Krankenbau endete und nicht alle, kamen zurück, wenn sie erst einmal dort waren.

Die Ausnahme davon war die Suppe, bei welcher man tatsächlich darauf hoffte, einer der letzten zu sein, die etwas bekamen, da sich der nahrhafte Teil am Boden ablagerte.

Doch wusste man vorher nie, was auf einen zukam und lieber nahm man kaum etwas, als gar nichts zu sich.

Zu trinken gab es etwas, dass man nur als schlecht riechendes, gefährlich wirkendes Gebräu bezeichnen konnte, aber er trank es trotzdem; es gab nichts anderes.

Nachdem er fast um sein Essen gekämpft und es schnell hinuntergeschlungen hatte, war sein einziges Ziel der Waschraum.

Mühsam drängte er sich an den anderen Häftlingen vorbei bis er die sanitären Anlagen, die diesen Namen nicht verdient hatten, erreichte. Dort besaß er genauso wenig Privatsphäre wie überall im Lager, keine. Er spritzte sich Wasser ins Gesicht, um wenigstens die oberste Schicht Dreck verschwinden zu lassen, erleichterte sich und musste rennen, als es es Zeit für den morgendlichen Appell war.

Aufgereiht standen alle da, warteten, bis durchgezählt wurde. Es wurde eingetragen, wer in der Nacht gestorben war, und dann ging es los. Unter dem Tor entlang marschierten sie im Gleichschritt nach draußen, nicht etwa in die Freiheit, sondern zu ihren Arbeiten.

Für Raphael bedeutete das viele Stunden unter der gleißenden, sengenden Sonne, während er mit den anderen mit primitivsten Werkzeugen eine Straße baute, deren Ziel sie niemals zu Gesicht bekommen würden.

Wenn er am Abend wieder zurück ins Lager kam, schwankte er erschöpft von links nach rechts und wenn er noch genügend Kraft hatte, stütze einen seiner Mithäftlinge, dem der Tag noch mehr zugesetzt hatte als ihm.

Beim Abendappell wurde dann noch einmal gezählt. Nicht selten bekam Raphael dabei die grausamsten Szenen vor Augen. Fehlte jemand oder hatte gegen die Regeln verstoßen, wurde zu sadistischen Bestrafungsmethoden gegriffen. Er konnte schon gar nicht mehr zählen, wie vielen Menschen schon unter den Peitschenhieben das Rückgrat gebrochen worden war, wie viele durch blanke Fausthiebe zu Boden gegangen und nie wieder aufgestanden sind.

Sobald diese Routine vorbei war, versuchte er so schnell wie möglich in seiner Baracke einen Schlafplatz zu bekommen.

Es dauerte anfangs immer lange, bis er neben dem Stöhnen, Schluchzen und Röcheln der anderen einschlafen konnte. Erst später, als sein Körper förmlich nach Ruhe schrie, brauchte er nur mit dem Kopf die Liege zu berühren und schlief.

Aber es war kein erholsamer Schlaf.

In manchen Nächten glich er einer Leiche, wenn er unbeweglich da lag. In anderen schreckte er auf, weil selbst seine Träume vom Horror des Tages heimgesucht wurden.

Und am nächsten Tag begann das alles wieder von Neuem.



Irgendwann Ende November 1942

Wenn man diesen Ort mit einem Wort beschreiben müsste, würde es „Hölle“ sein. Schon beim ersten Blick auf die überfüllten Baracken, die knochigen Menschen mit den eingefallenen Gesichtern und grimmig schauenden Aufsehern war Raphael klar geworden, dass es nur noch schlimmer geworden war.

Noch am Tag zuvor hatte er geglaubt, dass er heute wieder arbeiten gehen würde, wie all die Tage zuvor. Doch es war anders.

Sie wurden wie üblich geweckt, aßen, wuschen sich, wenn man das so nennen wollte, erschienen beim Morgenappell und warteten, dass man sie aus dem Lager führte.

Heute hingegen lag etwas in der Luft, das der junge Franzose noch nicht ganz benennen konnte. Es waren mehr Aufseher um sie herum, mehr Waffen auf sie gerichtet. Für viele Minuten standen sie in der Kälte, die Muskeln begierig auf Bewegung hoffend, die Arme wärmend um den Oberkörper geschlungen.

Aber es passierte nichts.

Dann kam Bewegung in alles, Befehle wurden durcheinander gerufen, irgendwo hallte ein Schuss und auf einmal war allen klar, was geschah.

Raphaels Block würde verlegt werden. Nach Auschwitz-Birkenau.

Im Nachhinein konnte er sich gar nicht mehr dran erinnern, wie genau alles abgelaufen ist. Sein Kopf hatte sich abgeschaltet, nachdem ihm bewusst war, dass er nun mit Gewissheit sterben würde. Durch den ein oder anderen Mithäftling hatte er Schnipsel an Informationen aufgeschnappt und wusste nun, was ihn erwartete.

Der Teil Auschwitz', der eher als Vernichtungslager bekannt war, als als Arbeitslager.

So kam es, dass er nun hier stand und mit müden Augen auf seine neue Baracke schaute und stille Gebete an den Herrn im Himmel sandte, dass er dies hier bitte überstehen würde, wie er das Stammlager überstanden hatte.

Dort hatte sich sein Körper irgendwann daran gewöhnt, kaum Nahrung zu sich zunehmen, den ganzen Tag zu schufteten und selbst der Schlaf versprach keine Erholung. Er hatte abgenommen, wog sicherlich nur noch die Hälfte; man konnte seine Knochen sehen, seine Haut wurde rissig durch das wenige Wasser, welches er trank, sein Körper war übersät mit kleineren oder größeren blauen Flecken sowie Kratzern und sein linker Knöchel schmerzte seit einigen Tagen. Und doch hatte er jeden Tag um das blanke Überleben gekämpft, hatte die Hoffnung nicht aufgegeben.

Raphael hatte sich um Beziehungen bemüht, die ihm halfen, weiterhin zu existieren, hatte die Augen vor Unrecht verschlossen, um selber nicht Unrecht zu widerfahren und hatte gelernt den Tod zu ignorieren, der hinter jeder Ecke lauerte.

Und doch war Auschwitz-Birkenau eine Herausforderung, der er glaubte nicht gewachsen zu sein.



16.03.1943

Heute war Raphaels Geburtstag.

Das wusste er auch nur von dem griesgrämigen Aufseher, der gestern lautstark herumbrüllte hatte, dass der übliche Pokerabend auf morgen, den 16. März, verschoben war.

Letztes Jahr um diese Zeit war er mit seinen Freunden in ein Restaurant gegangen, hatte gegessen, bis er nicht mehr konnte, hatte den ein oder anderen schlechten Witz gerissen und sich von allen Seiten beglückwünschen lassen. Am Abend waren sie alle in eine Bar gegangen, hatten so viel getrunken, bis sie nicht mehr aufrecht gehen konnten, und hatten lachend und singend fast die gesamte Stadt aufgeweckt, als sie dann um fünf Uhr früh am nächsten Tag durch die Straßen nach Hause getorkelt waren.

Heute torkelte er auch, jedoch aus einem anderen Grund.

Raphael saß im Krankenbau auf seiner Pritsche, starrte schon seit Stunden nach draußen ohne wirklich etwas wahrzunehmen.

Sein Kopf dröhnte, seine Gliedmaßen fühlten sich taub an und sein Bauch wurde von Krämpfen gequält und doch saß er noch immer zusammengesunken vor dem vergitterten Fenster, statt sich gesund zu schlafen, wie die anderen Kranken.

Jedoch wusste der junge Mann auch nicht, wie er bei dem Stöhnen und Schreien der Anderen hätte schlafen können.

Die Luft war stickig, roch nach Krankheit und Tod und ließ seine Lungen protestieren, sodass er sich in regelmäßigen Abständen die Seele aus dem Leib hustete, nach Luft der schnappte, nur um wieder zu husten. Dies dauerte meist einige Minuten, ehe er erschöpft wieder in sich zusammen sackte und den Blick nach draußen wandte.

Manche sagten ihm nach, dass er den Tod als Erlösung sah und deswegen so ruhig dasaß. Andere wiederum meinten, dass er einfach verrückt geworden sei.

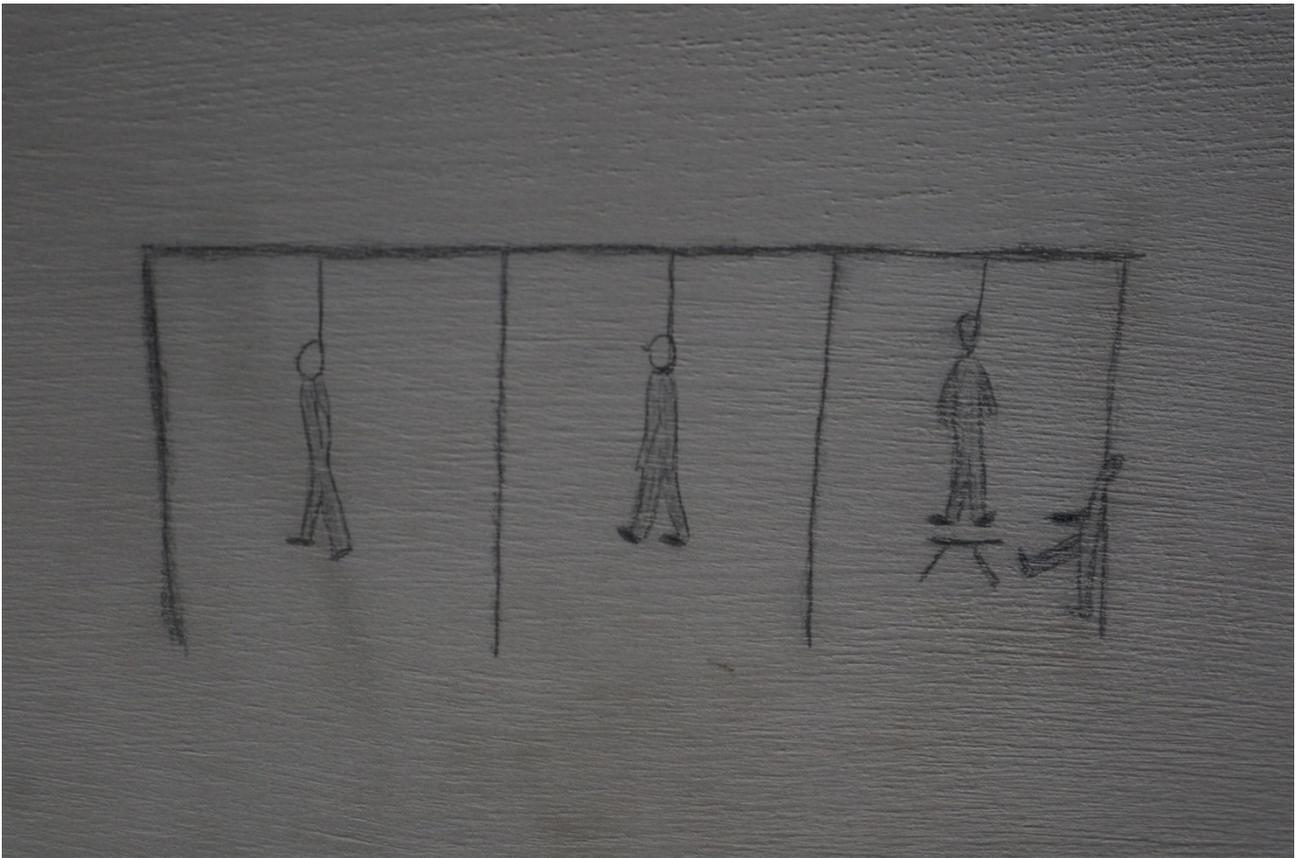
Aber Raphael war weder verrückt, noch hatte er die Hoffnung komplett aufgegeben.

Er schwelgte in Erinnerungen an die Zeit vor Auschwitz, versuchte sich an jede Sommersprosse im Gesicht seiner Schwester zu erinnern, ihr Lachen vor seinem inneren Auge zu haben und ihre weiche Stimme in seinen Ohren zu hören, während sein Körper gegen die Krankheit ankämpfte, die ihn nun schon seit mehreren Tagen plagte.

Manchmal stellte er sich vor, dass das alles ein schrecklicher Alptraum sei, aus dem er jeden Moment erwachen würde.

Und jeden Tag stellte er fest, dass er noch immer in diesem Alptraum fest saß und nichts dagegen tun konnte. Um ihn herum starb einer nach dem anderen und irgendwann würde der Tag kommen, an dem auch er zu ihnen gehören würde.

Und vielleicht, war dieser Tag heute, morgen oder übermorgen, wenn ihn die Krankheit bis dahin von innen heraus aufgefressen hätte.



Irgendwann Anfang Sommer 1943

Ein lauer Sommerwind strich durch das Lager, trug Stimmen und Gerüche weit mit sich, ließ die Blätter der am Rand stehenden Bäume sacht zu einer lautlosen Melodie tanzen.

Irgendwo wurde ein Blatt Papier von einem Hauch erfasst und schwebte zu Boden, wo es von vielen Füßen zertrampelt, umher gestoßen und weiter getreten wurde, bis es irgendwann unter dem löchrigen Schuh eines jungen Mannes landete, der es behutsam aufhob und sich in die Tasche der viel zu großen Hose steckte. Dort verblieb es für den Rest des Tages, während der Mann herum gescheucht und angeschrien wurde.

Erst am Abend, nachdem das Essen zu sich genommen wurde, das Gesicht von dem größten Dreck befreit war und der Besitzer der zu großen Hose sich auf seine Pritsche, die er sich noch mit zwei anderen Männern teilte, lag, erblickte das Blatt Papier wieder das Licht der Welt.

Raphael zog mit langen, zerschundenen Fingern das zerknüllte Papier aus seiner Hosentasche und entfaltete es behutsam. Sanft strich er es auf der Holzplatte der Pritsche glatt, bis die größten Falten beseitigt waren.

Eine Kinderzeichnung kam zum Vorschein.

Drei Männer am Galgen und ein vierter, der den Hocker des Dritten wegstieß.

Er schluckte trocken.

Hätte er nicht schon alle seine Tränen vergossen, würden sich nun sicherlich neue in seinen Augen bilden, die Wangen herunterfließen und dann im Erdboden verschwinden. Trotzdem wischte er sich mit der Hand über das Gesicht, als wolle er es trocknen.

Das Leben hier, wenn man es noch als solches bezeichnen wollte, hatten ihn abgestumpft, innerlich taub gemacht.

Er existierte nur noch, war wie eine Puppe, die jeden Morgen aufstand und am Abend zu Bett ging. Es gab einen Rhythmus und der wurde auch eingehalten; aufstehen, arbeiten, schlafen.

Zwischen durch musste noch die ein oder andere Leiche weggeschafft werden, aber das machte Raphael meistens nicht selber, dafür gab es extra Leute. Er beobachtete lediglich die Männer, die einen Toten wegschafften, als wäre es ein Sack Kartoffeln und kein Mensch.

Dies alles versetzte ihn in den Glauben, als gäbe es nichts anderes mehr auf der Welt.

Doch diese Kinderzeichnung brachte ihn zurück in die Realität.

Nebenan, gleich hinter dem Stacheldrahtzaun, gab es weitere Quadranten im Lager. Mit Kindern, Frauen und ganzen Familien, die ums Überleben kämpften.

Besonders die Kinder taten ihm leid.

Sie hatten nie etwas getan, ihr einziges Verbrechen war es, geboren worden zu sein.

Und dafür wurden sie mit dem Tode bestraft, der erst langsam kriechend auf sie zu kam, eisig seine Finger um sie legte, ehe er sie mit einem Ruck zu sich holte und nie wieder frei gab. Zum Teil beschränkte sich ihr ganzes Leben, alle Erinnerungen, auf dieses Lager, und den Tod, das Hungern und Sterben. Er konnte förmlich sehen, wie das kindliche Leuchten in ihren Augen erlosch, wenn sie begriffen, wo sie sich befanden und was ihnen bevorstand.

So kam es, dass Raphael die Augen schloss, das Bild in der Hand, mit dem Vorhaben, endlich wieder für ein Leben zu kämpfen und nicht weiterhin einfach nur zu existieren.

Wenigstens für die Kinder der Zukunft. Es musste eine Möglichkeit geben.

Auch wenn sie erst einmal nur in Hoffnung und Überzeugung bestand.



Irgendwann Ende November 1943

Der Himmel war grau und trüb. Die Sonne versteckte sich hinter den Wolken, als wolle sie nicht mit ansehen, was unter ihr lag. Vereinzelt kämpften sich verbissenen Sonnenstrahlen auf die Erde, doch auch sie konnten die Kälte nicht vertreiben, die sich in der Erde, jeder Ecke, jedem Raum eingenistet hatte. Die Temperaturen lagen noch über 0°C, doch die wenigen Kleidungsstücke aus abgetragenen, zerrissenen und dünnen Stoffen hielten niemanden warm.

Aber auch die Menschen waren innerlich kalt.

Männer in Uniform kniffen die Augen zusammen, suchten mit Adleraugen ihr nächstes Opfer aus, an welchem sie ihren Frust über den Posten in der Kälte ausleben konnten, rieben die Hände an einander und rannten zurück in ihre Quartiere, sobald die Ablösung kam.

Die anderen Männer, aber auch Frauen und Kinder im Lager zeigten eine andere Art von Kälte. Sie hatte sich um ihre Gedanken gelegt, sich in ihren Herzen eingenistet und ihre Empathie gefrieren lassen.

Jeder kämpfte um sein Überleben, doch in den kalten Monaten war es schlimmer als sonst, denn die Chancen sanken.

Raphael wusste schon gar nicht mehr, wie er den letzten Winter überstanden hatte, geschweige denn den bevorstehenden überstehen sollte.

Ihn musterten gierige Augen, die nur darauf warteten, dass er starb, damit sie sich sein löchriges Shirt, die viel zu große Hose und die durchgetretenen Schuhe aneignen konnten, um sich besser gegen den eisigen Wind zu schützen.

Er selber hatte seine Kleidung von einer Frau, die stundenlang in Kanada, dem Effektenlager, arbeitete, erhalten, im Gegenzug hatte er ihr Informationen über ihren Geliebten geben, der im gleichen Arbeitskommando arbeitete wie er.

Die Beine an den Körper gezogen, die Arme um sich geschlungen und den Kopf auf die Knie abgelegt, saß Raphael an einen der zwei zugemauerten Kamine seines Blockes. Schon seit mehreren Minuten war das Feuer erloschen, doch jedes bisschen Wärme war hier kostbar, auch wenn es nicht viel war.

Aufgrund seines langen Aufenthalts hier hatte er sich ein gewisses Ansehen unter den Häftlingen erarbeitet und genoss das ein oder andere Privileg. In diesem Fall den Platz am Kamin, den jeder gerne haben würde.

Früher hätte er ihn wohl einem der älteren Männer angeboten, die zerbrechlich und gekrümmt ankamen und durch die schlechten Lebensbedingungen schnell einem Skelett glichen, welches bei dem leisesten Windhauch auseinander fiel. Irgendwann war ihm aber bewusst geworden, dass sie alle Skeletten glichen, die Knochen stachen heraus, die Haut wurde rissig und die Augen waren verborgen in ihren Höhlen.

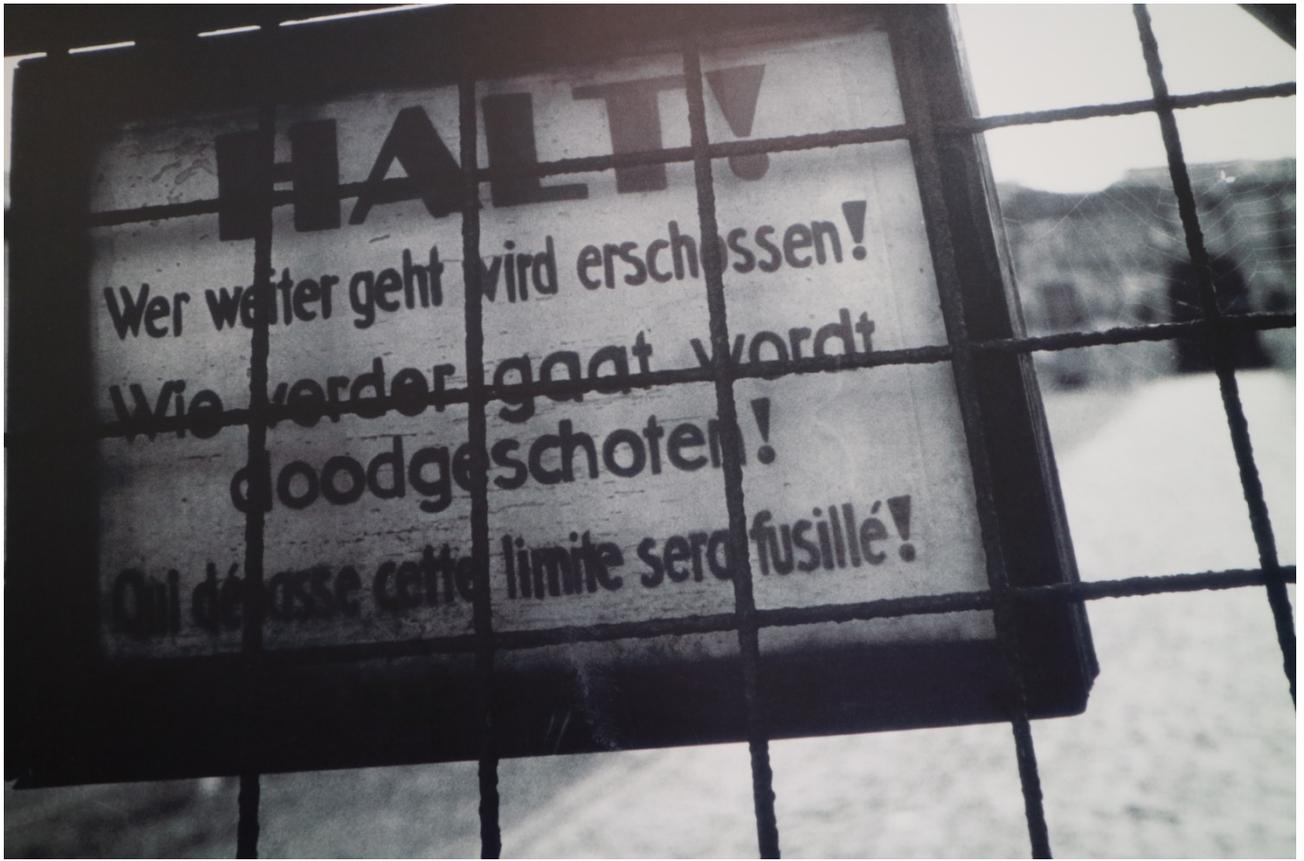
Seine Menschlichkeit verlor sich jeden Tag ein Stückchen mehr. Egal wie sehr er sich darum bemühte die Scherben wieder zusammen zu puzzeln, aber sie zeigten immer ein abstraktes Bild, was keinen Sinn ergab, sodass er oft kurz vor dem Aufgeben war. Der Blick in den Abgrund seiner Seele war ungeheuerlich, erschreckend, schockierend.

Genauso Furcht einflößend waren die Gedanken, die sich in den Köpfen der Menschen zusammenbrauten, wenn sie den Rauch der Krematorien in den Himmel stiegen, sich zwischen den Wolken verflüchtigen, sahen.

Manche litten unter Todesangst, brachen fast zusammen, nur bei diesem Anblick.

Manche versuchten sich vorzustellen, es wäre nur ein Kamin, der gemütlich knisternd ein Wohnzimmer erwärmte.

Und manche wünschten sich nichts sehnlicher, als dass der Rauch einen direkt ins Paradies trug, weg von der Erde und ihrem Grauen, hin in den Himmel, wo ein Leben wieder möglich war.



Irgendwann im Mai 1944

An manchen Tagen sandte Raphael sehnsüchtig einen Blick zum Stacheldrahtzaun, der hoch über ihm endete, ihn fast verhöhnte, wie er dort unten hin und her geschubst wurde, mit den anderen marschierte und fast vor dem Zusammenbrechen war.

Eben heute war wieder einer dieser Tage.

Der junge Mann hatte eine Schaufel über die Schulter geworfen und folgte den anderen Häftlingen seines Kommandos in der Reihe, gerade aus, immer weiter, bis sie an einer Grube ankommen würden, die sie gestern angefangen hatten zu graben.

Immer wieder fiel sein Blick auf die Abgrenzung, die ihn von der Freiheit trennte.

Wenn er hinter diese Grenze käme, würde er endlich einmal wieder lächeln, sich freuen und laufen soweit ihn seine Beine trugen. Dann würde er untertauchen, unbemerkt reise bis er wieder zuhause in Frankreich war.

Doch das war alles nur sein dummes Wunschdenken.

Er würde hier nie lebend wegkommen.

Niemals, würde er es auch nur ansatzweise in die Nähe der Freiheit schaffen, nicht solange es die Aufseher gab, die nicht eine Sekunde zögern würden, ehe sie ihn erschossen.

Bei diesen Gedanken fiel sein Blick auf eines der Schilder, die verteilt am Zaun befestigt waren.

„Qui dépasse cette limite sera fusillé!“

- Wer weiter geht wird erschossen! -

Manchmal fragte er sich, was wäre, wenn er es einfach tun würde.

Weitergehen.

Dann konnte er nur noch hoffen, dass man ihm den Kopf weg pustete. Es wäre ein schnelles, dankbares Ende, wenn man es mit seiner derzeitigen Lage verglich. Er würde dem entkommen, wäre auf seine eigene Art und Weise frei und würde endlich diese Tortur hinter sich lassen. Zwar würde er seine Heimat, seine Familie nicht wieder sehen, aber die Hoffnung, dass er sie überhaupt je wieder zu Gesicht bekam, schwand jeden Tag ein Stückchen mehr, wieso also nicht einfach gleich aufgeben?

Was war so falsch daran *aufzugeben*?

Er war schon so lange hier, es war ein Wunder, dass er überhaupt noch lebte, warum also das Glück überstrapazieren und das unvermeidliche herauszögern?

Er sah täglich, wie die Menschen zahlreich von dieser Welt gingen. Viele unter Schmerzen, hungerten sich zu Tode, erlagen Krankheiten oder konnten nicht wieder aufstehen, sodass sie zu Tode getrampelt wurden.

So wollte er nicht enden.

Lieber würde er selber den Entschluss fassen, dass der Tag gekommen war, an dem er in die Freiheit ging; auf die eine oder andere Art und Weise.

Und doch wusste Raphael immer, dass er es doch nicht tun würde.

Aus Liebe zum Leben oder aus Angst vor dem Tod, konnte er allerdings nie sagen.



Pamięci
mężczyzn, kobiet i dzieci,
ofiar nazistowskiego ludobójstwa.
W tym miejscu
znajdują się ich popioły.
Niech spoczywają w pokoju.

To the memory
of the men, women, and children
who fell victim to the Nazi genocide.
Here lie their ashes.
May their souls rest in peace.

במקום זה מונח אפרם
של נשים, נערים וילדים
שנהרגו מידו הנרצחם הנאצי.
הם נמצאים בקבר.

אין דבק אפרם וקצתו בעולם
ואם אפרו מונח מידו הנרצחם
במקום זה, אפרם מונח מידו
הנרצחם הנאצי. הם נמצאים
במקום זה. אפרם מונח
במקום זה.

09.08.1944

Ein heftiges Husten hallte in der Baracke und weckte all diejenigen, die nicht zuvor schon wach gelegen hatten.

Raphael rang nach Luft, während er mit beiden Händen krampfhaft nach etwas suchte, an dem er sich festhalten konnte. Schon die letzten Tage hatte er unter Husten gelitten, doch heute war es schlimmer als sonst.

Sein Körper schmerzte, zog sich bei jedem neuen Atemzug krampfhaft zusammen, nur um dann wieder die gesamte Luft aus der Lunge zu stoßen. Am liebsten würde er einfach aufgeben, nie mehr atmen, nicht mehr leben.

Doch so einfach machte es ihm sein Körper nicht, als ihm die Beine unter dem eigenen Gewicht wegbrachen und er mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden landete. Vornübergebeugt, hustete er sich noch immer die Seele aus dem Leib, bis plötzlich einer derer, die ihm am nächsten standen, panisch aufschrie. Im ersten Moment hatte Raphael keine Ahnung, warum der andere Mann in helle Aufregung versetzt war. Dann bemerkte er das Rot vor ihm auf dem Boden, spürte etwas Warmes seine Lippe herunterlaufen.

Er hustete Blut, und es wurde immer mehr und mehr.

Erschöpft brach der Franzose zusammen, lag unbeweglich auf dem Boden, bis zwei Mithäftlinge von einem herangeholten Aufseher den Befehl erhielten, ihn in den Krankenbau zu bringen.

Erst dort öffnete Raphael wieder die Augen, blickte in das grelle Licht einer Taschenlampe, hörte Stimmen, die hektisch wirr durcheinander redeten, irgendwo draußen ertönte eine schrille Pfeife, an Brustkorb spürte er einen kleinen Stich; es wurde etwas injiziert.

Dann schloss er wieder die Augen, sank zurück in die Dunkelheit und verlor das Bewusstsein, ehe das Phenol seinen Dienst tat.

Er öffnete nie wieder die Augen.

Raphael Aymée verstarb am 09.08.1944 um 03:16 Uhr im KZ Auschwitz-Birkenau an Tuberkulose.



In meiner Projektarbeit zu der Studienfahrt nach Auschwitz beziehungsweise Krakau wollte ich versuchen, zu den selbstgemachten Aufnahmen aus dem Konzentrationslager Auschwitz(Stammlager) sowie Auschwitz-Birkenau gewisse Abschnitte im Leben eines fiktiven Insassen zu schildern.

Dabei war mir wichtig, dass die Texte zwar auf ihn bezogen sind, jedoch auch ein wenig unpersönlich wirken, da ich Konzentrationslager mit einem gewissen Identitätsverlust verbinde. Dazu kommt in verschiedener Ausprägung die Loslösung von der Menschlichkeit, die ich aber nur in Ansätzen mit einbrachte.

Manche Häftlinge blieben sich treu, manche versuchten sich aber auch durch tyrannische Verhaltensweisen Vorteile zu verschaffen, wie beispielsweise einige der Funktionshäftlinge. Dies versuchte ich unterschwellig mit einzubringen, indem Raphael am Anfang noch andere stützt, wenn ihnen die Kraft fehlt, am Ende aber selbst den Platz am Kamin einnimmt, obwohl ihm bewusst ist, dass andere Menschen es nötiger brauchen.

Zudem hege ich die Vorstellung, dass jeder Häftling mindestens einmal über eine Art von Freitod nachgedacht hat. Raphael tut dies an mehreren Stellen, ist oftmals versucht aufzugeben, aber ein Funken Hoffnung schwelgt noch in ihm, der ihn aufhält.

Ich vermute, dass Hoffnung einer der Gründe ist, warum die Menschen teilweise sehr lange in den Lagern lebten und sogar überlebten. Solange es etwas gibt, an das man sich klammern kann, was einem eine bessere Zukunft verspricht, ist man eher gewillt dafür zu kämpfen. Sobald man aufgibt, hat man verloren, was hier den Tod bedeutet hat. Deswegen habe ich Raphael immer diesen einen kleinen hoffnungsvollen Gedanken gegeben, der ihn am Leben gehalten hat, obwohl er oft mit dem Gedanken gespielt hat, den Tod mit offenen Armen zu empfangen.

Was mir ganz besonders wichtig ist, ist das Ende dieses Projekts.

Raphael musste sterben, damit die Authentizität erhalten wird. Jedoch sollte er nicht vergast werden oder an Hunger oder Schwäche sterben, was meine ersten Ideen waren. Für eine solange Zeit hat er gekämpft, das alles ertragen und es irgendwie geschafft das alles zu überstehen. Er hat sich angepasst, sich unter dem Radar der Aufseher gehalten und so viel dafür gegeben, dass man als Leser fast schon Hoffnung hatte, dass er am Tag der Befreiung als freier Mensch aus dem Tor tritt. Raphael sollte also an etwas sterben, was sich schon seit längerem anbahnt, dass eine Immunabwehr anfangs noch zurück halten konnte, aber dann doch nicht mehr bekämpfen konnte, sowie er immer weniger für das Leben kämpfte.

Am Ende hat also sein Körper für ihn aufgegeben.

Tuberkulose ist also die ideale Krankheit, da sie lange unbemerkt als Primärtuberkulose Tuberkel, beispielsweise in der Lunge, bilden kann. Sollte das Immunsystem des Betroffenen zu schwach sein, um diese abzukapseln, kommen diese Tuberkel in Berührung mit dem Bronchialsystem und die Krankheit bricht aktiv aus, bis sie zum Tod führt. Dabei ist sie hoch ansteckend und verbreitet sich über die Tröpfcheninfektion.

Die Fotografien sind zum größten Teil in schwarz-weiß gehalten, da dies meiner Meinung nach diese trostlose und todbringende Atmosphäre gut widerspiegelt. Es ist Geschichte, die viele Opfer forderte und kaum Lichtblicke bot.

Das eine Foto, worauf ein Schild abgebildet ist, weist wenige Spuren von blau auf. Dies geschah einerseits aus dem Grund, dass blau ein kühles Gefühl hinterlässt, andererseits aber auch das kleine bisschen Farbe, das winzige Stückchen Freiheit, darstellt, welches Raphael in seinen Gedanken an den Freitod sieht.

Das für diesen Text ausgewählte Bild ist ohne jeglichen Filter entstanden und repräsentiert die heutige Zeit. Es wird Stück für Stück verdrängt, welches Grauen in den Konzentrationslagern stattgefunden hat. An manchen Stellen wirkte die Umgebung sogar fast friedlich. Wenn man sich also den Stacheldraht weg denkt, das Schild im Vordergrund übersieht und sich lediglich auf die Sonne konzentriert, könnte man fast vergessen, wo man sich befindet.

Annika Leibiger